

Adieu, azurne Küste!

Abschlußbericht unseres Filmschriftleiters Hans Schaarwächter über die Filmfestspiele von Cannes

Diese Zeilen schreibe ich im Flugzeug der Air France, das sich im Flughafen Nizza von der Piste, die sich im Meer verläuft, zum Flug nach Paris erhob. Wie ich eine Schwäche für Frankreich habe, so habe ich eine Schwäche für Air France. Der Grund? Vielleicht, weil seine Piloten das Flugzeug auf eine unnachahmliche Art, fast unbemerkt, sehr elegant, bei der Landung aufzusetzen pflegen. Und es gibt noch einen anderen Grund. Ein Pilot der Lufthansa sagte mir einmal, daß die französische Gesellschaft vielleicht die sorgsamste, die vorsichtigste in der Welt sei. Das zweite kann ich nicht beurteilen, das erste weiß ich, und dann ist da noch ein drittes. Das ist das Buch von Saint-Exupéry, der das Fliegen des Menschen — das vermeintliche Fliegen, eigentlich ist es ein Durch-die-Luft-Gleiten in einer Kapsel aus Leichtmetall — in seinem Buch „Wind, Sand und Sterne“ zu einem poetisch erhöhten Lebensgefühl erhob.

Ich komme aus Cannes, vom sechsten Internationalen Filmfest. Es ist inzwischen beendet. Die Vertreter des Films, der Presse, des Rundfunks und der Staaten schoben sich noch einmal durch die Spielsäle des Casinos und nahmen im Festsaal Platz, nachdem man ihnen in einem etwas umständlichen Verfahren die Tischplätze angewiesen hatte. Das war die letzte Réunion. Sie begann mit Kaviar und endete mit einer regelrechten Ausstellung der Stars, zu denen auch der Präsident der Jury, der kleinste von allen an Statur und der größte an literarischem Ruhm, Jean Cocteau, gehörte. Die Damen waren reizend anzusehen und wußten oder wünschten es, die Herren fühlten sich ein bißchen weniger wohl als Ausstellungsobjekte. Der amerikanische Schauspieler Edward G. Robinson brachte das auch zum Ausdruck, indem er seinen Smoking in einer den Mannequins abguckten Art öffnete und kokett die schwarzen Hosenträger zeigte. Paris hatte ein Sonderflugzeug mit einem Minister und zwei Dutzend Star-Mannequins geschickt, die, mit ihren Wespentailen, zwischen Mont-

martrelaternen und einem barocken Theaterdekor schöne Kleider von Balenciaga, Patou und anderen zeigten.

Das war ein Ausklang, der sich sehen lassen konnte und der in ein Feuerwerk eingehüllt wurde, das den Park draußen in einen Traumpalast verwandelte. Zwei Stunden vorher war im Projektionssaal das noch verschleierte Bild von Sais enthüllt worden, und einige erblickten wirklich, als sie das Orakel der Jury erfuhren. Andere waren glücklich, einige überascht. Damit wären wir bei der Verteilung der Preise. Ich hörte eine Stimme sagen, die Beurteilung als solche sei die schlechteste nicht, und eine andere, die daran Anstoß nahm, daß man neben der Zuspriechung des Grand Prix International du Film 1953 („Salaire de la peur“ von Clouzot) im Grunde nur eine „Ferner liefern...“-Methode angewandt habe. Aber Jean Cocteau hatte bereits gesagt, niemand solle sich nach einem Jury-Amt sehnen. Es sei hart, beurteilt zu werden, aber es sei auch hart, urteilen zu müssen.

„Der Lohn der Angst“ von Georges Clouzot also bekam den Großen Preis. Ob „Le salaire de la peur“ überhaupt ein Festival-Film ist. Er spannt die Nerven bis zum Zerreißen, er trommelt nicht mehr, er sagt auf dem Trommelfell, um den Zuschauer nach einem trügerischen Happy-End ins Nichts hinabzustoßen. Vier Männer, Alles-oder-Nichts-Gestalten, wollen sich einen Scheck über 50 000 Dollar verdienen, indem sie in zwei Lastwagen Nitroglycerin transportieren, durch dessen Explosion der Brand der Ölfelder erstickt werden soll. Allen viere sitz eine Atombombe im Nacken, und es gelingt Clouzot, ihre Gefühle auf den Zuschauer zu übertragen. Identifizierung erfolgt, Ziel jedes Films. Aber menschliche Substanz? Wo ist sie in diesem Film? Er ist ein Thriller, ein ernsthafter Grand Guignol, und als solcher allerdings ein Meisterwerk.

Meine Vorstellung von einem Filmfestival ist etwas anders. Es sollte Neues, Nie-Gesehe-

nes, Nie-so-Geformtes bringen. Das ist auch in ein paar Fällen so. Die Italiener haben einen Expeditionsfilm durch Südamerika mitgebracht. Er ist nach dem Ferrania-Verfahren in Farben dargeboten, die Entzücken hervorrufen. Technicolor wirkt daneben wie dem Kitsch eng benachbart. Es werden Aufnahmen von einem Wasserfall gezeigt, über dessen tiefenden Abstürzen ein Regenbogen steht, von unwahrscheinlicher Farbenschönheit. Man fürchtet für die Fähigkeit des menschlichen Auges, dies wieder einzuholen. Man wohnt der Zerfleischung einer kranken Kuh durch Fische bei und erlebt eine unwahrscheinlich farbechte Verfärbung des Wassers. Der Film heißt „Grüne Magie“ und erhielt einen Preis.

Es gab andere Preise. Leslie Caron in dem Film „Lili“ erhielt den Preis für Unterhaltungsfilme, mit besonderer Erwähnung des Charmes der Interpretation. (Leslie tanzte in „Ein Amerikaner in Paris“).

Ich erinnere mich daran, daß mir nicht allzuviel Raum zur Verfügung steht, meine Erlebnisse wiederzugeben und gehe zu den Dokumentarfilmen über. Und das ist nun „Crin blanc“, die Geschichte eines wilden Pferdes in der Camargue. Dieser Film galoppierte geradezu auf den Grand Prix zu. Photographiert in der schönen weichen Transparenz der französischen Filme, weitet er das Gefühl des Menschen zum Mitgefühl für die schweigende Kreatur. Das nicht zu bändigende Pferd beugt sich nur der Zuneigung und Liebe eines Knaben, dem man es aber abjagen will, so daß er aufs Meer zu reitet, in dem beide schwimmend untergehen. Sie sind auf dem Wege in jenes Land, „wo Mensch und Tier sich endlich verstehen“. Das Finale reißt das Blut noch einmal zum Herzen. Hier gab es für die Jury keinen Zweifel: „Crin blanc“ ist das Ereignis. Es verdiente den Preis.

Nicht prämiert wurde Vittoria de Sica's mit Spannung erwarteter Film „Stazione Termini“ (dies der Hauptbahnhof von Rom). Dieses Nicht-erwähnen hebt in meinen Augen noch den Wert dieses Films. Der Bogen ist allerdings ebenfalls zum Zerbrehen gespannt. Aber in diesem Vakuum sind zwei liebende Menschen, die auf dem Bahnhof Abschied nehmen, nicht voneinander weg können, wieder aufeinander

zu fliehen und endlich in lächerliche Schwierigkeiten geraten — es droht ein Prozeß! —, aber hier spricht dann wieder der so typisch italienische Zug im Menschen: das drohende Protokoll wird zerrissen. Das 'st echter de Sica, echter Zavattini, ohne dessen Drehbücher und Einfälle der erste gar nicht denkbar ist. Ein Film, aus dem der Bahnhof, „der“ Bahnhof, den wir alle kennen, heraustritt. Es gibt Filme, die erst viele Stunden später wirken. Es scheint, daß diese Wartezeit für die Jury noch nicht um war.

★

So verschieden „Der Lohn der Angst“ und „Stazione Termini“ aus ihrer Substanz heraus sind, so werfen doch beide das Problem der Autorschaft auf. Beide Filme sind ohne ihre Autoren nicht denkbar und es müßte zu den selbstverständlichen Pflichten einer Festival-Jury gehören, den guten Autoren ihren Anteil am Ruhm eines gelungenen Films zuzumessen. Manchmal dürfte die Prozentuale enorm hoch sein. Die szenischen Gags in der „Stazione“ zum Beispiel riechen penetrant nach Zavattini.

★

Der Ablauf des Festivals von Cannes, mit Überlegung organisiert, so daß es reibungslos vor sich gehen konnte, hatte auch einige Schönheitsfehler. Einer von diesen ist technischer Natur. So schien es mir, daß die Lautstärke der Filme fast stets zu hoch war. Es ist ein zweifelhaftes Mittel, die Wirkung eines Films zu erhöhen, indem man seinen Ton, seine Musik, seinen Dialog, seine Geräuschkulisse überhöht. Und es ist lästig und den Eindruck verfälschend, wenn man sich die Ohren zuhalten muß, damit das Trommelfell nicht platzt. Ein anderer kleiner Fleck, politischer Art, war die Vorführung des Films „Das leidenschaftliche Leben Clemenceaus“. Was soll ein Film auf einem internationalen Filmfest, der das Publikum — jenes, das sich sein Billett kauft — dazu veranlaßt, in Kriegspsychose zu verfallen? Es gibt nämlich noch Menschen, denen, wie man so nett zu sagen pflegt, „das Herz höher schlägt“, wenn Militärmusik ertönt. (Cayatte hat das klassisch in dem Film „Schwurgericht“ persifliert, als er den Oberst im Ruhestand Haltung annehmen läßt, weil draußen Marschmusik ertönt. Übrigens versöhnt an dem Film das Wort Clemenceaus, des „Tigers“, daß Tränen die tiefere Rolle in

der Geschichte spielen und nicht die gewonnenen Schlachten.

★

Spanien erhielt einen Preis für den Film „Flamenco“, der in opernhafte Dekors, die doch nichts anderes sind als Wirklichkeiten Spaniens, volkstümliche und Kunsttänze des heutigen Spanien bringt, deren einige durch die Kunst der Tänzer, andere durch die Pracht der Kostüme und die Eigenart der Begleitszenen glänzen. Bilder von Goya und Velasquez tauchen zum Vergleich auf. Doch wird man das Gefühl nicht los, daß sich hinter dieser phantastischen Fassade, sehr realiter, das arme Leben eines Volkes verbirgt. Sehr schöne charakteristische Gags sind die Nebengestalten, die den Tänzen manchmal aufreizendes Relief geben. In Spanien wohnt, gefährlich mit dem Normannen benachbart, das Irrationale. Eindrucksvoll ist da eine Beerdigung in einem kleinen Städtchen, wo der Leichenzug von einem halben Hundert nackter Knaben eröffnet wird, oder der Tanz an der Grenze, der die Aufmerksamkeit zweier Zöllner so in Anspruch nimmt, daß die Schmuggler unbemerkt passieren können.

★

Dieses Festival, von dem Leute, die nichts wahrzunehmen vermögen, behaupten, es sei „nicht viel los“ gewesen, steckt für mich voller bedeutsamer, ja unvergeßlicher Eindrücke; hier habe ich nur noch die Aufgabe, sie — mangels Raum — zu verschweigen. Drei Stunden dauerte der Flug von Nizza nach Paris. Das Flugzeug hat die Meeralpen überquert, ist dem Lauf der Rhone gefolgt und schon kommt Paris in Sicht. Losgelöst von der schönen Erde, emporgehoben in die wohl noch schöneren, aber sehr luftigen Gefilde des Himmels, senkt sich nun der Menschenbehälter der Air France herab; eine geheimnisvolle, sonst nie gehörte Flöte gibt kurze Signale, der Vogel hebt seinen rechten Flügel und senkt den linken, richtet sich wieder auf und peilt das Ziel an, den Hafen auf der empfangenden Erde, vermindert seine Flugeschwindigkeit und will aufsetzen auf die Piste. Er will nicht nur, er rollt schon dahin und schnurrt nun wie ein stolzer, nun etwas eitel aufgerichteter Vogel dem Empfangsgebäude von Orly zu.

★

Cannes, sechstes Filmfestival Frankreichs, ist vorbei.